

Gastfreundschaft

Warten lernte ich nicht beim Geldwechselln, vor keinem Fahrkartenschalter, nicht am Flughafen. Dieses zappelige Herumsitzen, Auf- und Ablaufen, auf die Uhr schauen – wie eine Vorübung erscheint mir das jetzt. Warten lernte ich erst hier, auf einem Stück Sandboden, an dem kaum ein Lastwagen vorbeikam, noch seltener einer hielt und keiner in die gewünschte Richtung fuhr. Auch der Lkw, den der Palmöl-Verkäufer mir für „übermorgen“ prophezeit hatte, kam nicht. Mit mir wartete eine zehnköpfige Familie. Am nächsten Tag saß sie an derselben Stelle, am dritten hatte ich gelernt, sie mit „mbote“ zu grüßen. Wieder einen Tag später ging ich ohne Frühstück an meinen Platz. Seit mir einmal wegen eines schlechten Kaffees eine Mitfahrgelegenheit entgangen war, saß ich immer schon früh unter dem Mangobaum gegenüber der Lehmhütte und rührte mich nicht mehr vom Fleck. Meine Familie erschien nicht. War ich trotz allem zu spät? Oder hatte ich die Familie mit meiner Ausdauer übertroffen?

In den ersten Tagen war ich ständig von Kindern und Jugendlichen umringt. Sie hatten ein bisschen Französisch gelernt und führten mir stolz ihre Kenntnisse vor. Bei den meisten ging es über „bonjour“ kaum hinaus. Andere fragten mich, woher ich komme. Ihrem Wissensdrang begegnete ich geduldig und aufrichtig, auch wenn ich gleich darauf dem nächsten Kind dieselbe Frage von neuem beantworten musste. Ein älterer Junge wusste ungefähr, wo Deutschland lag, und fragte mich nach dem Namen der Hauptstadt, wie groß sie sei, wie viele Hochhäuser sie habe. Bonn hatte damals, soweit ich wusste, nur ein einziges Hochhaus. Der Junge glaubte mir nicht. In Kinshasa gebe es viele Wolkenkratzer, breite prächtige Avenuen, das wisse er

aus der Schule. Und Deutschland sei doch reicher als Zaire. Das mochte sein, gab ich zu, aber gegen die Skylines afrikanischer Metropolen sehe die bundesdeutsche Hauptstadt wie ein Hüttendorf aus. Der Junge war mit meiner Antwort nicht zufrieden. Wie viel Geld ich verdiene, fragte er. Ich wollte ihm keinen Betrag nennen. Meine fünfhundert Mark BAföG wären ihm – umgerechnet in die Landeswährung, die ebenfalls „Zaire“ hieß – gigantisch erschienen. Ich sagte, dass ich weder in Deutschland noch in Afrika mit meinem Geld weit käme. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass sich das Reisen in Afrika so anders gestalten würde als in Europa, wo das Flehen meines erhobenen Daumens früher oder später immer von einem Autofahrer erhört wurde. Im zentralen Afrika kostete jeder Kilometer, den ich nicht zu Fuß zurücklegte, wertvolles Geld. Zweihundert Dollar war mein Budget für die gesamten drei Monate. Da selbst das über dem Jahreseinkommen der meisten Afrikaner lag, hatte ich die Reise gewagt. Aber die Hälfte war mir in Kenia gestohlen worden, und nun saß ich mitten im Kongobecken, fast ohne Geld und ohne Rückflugticket.

Als ich um mich herum die enttäuschten Gesichter der Kinder sah, nahm ich mir fürs nächste Mal vor, meine Herkunft zu erfinden – Geschichten, die sie nicht vergessen würden, ein Land, das es auf keiner Karte gab. Aber mich fragte niemand mehr. Am nächsten Tag spielten die Kinder mit einem weichen Plastikball auf dem Hof neben der Hütte. Einige von ihnen waren verkrüppelt oder teilweise gelähmt. Sie saßen oder lagen vor den beiden Toren und spielten so gut sie konnten mit. Andere Kinder hatten von leeren Benzinfässern die Ringe abgemacht und trieben sie mit einem Stock lärmend neben sich her.

Die Sonne ließ die rote Erde leuchten. Der Himmel war von einem grellen Weiß. Ich glaubte erblinden zu müssen, würde ich jetzt den Schatten verlassen. Schmerzhaft spürte ich meine Knochen, Muskeln,

Sehnen und Nerven. Ich musste mich entspannen. Nur so konnte ich das stundenlange Sitzen auf dem Boden aushalten. Mein Atem wurde gleichmäßig und ruhig. Durch das fortwährende Organisieren des Alltags und der Reise war mir das Gefühl für meine Umgebung zeitweise abhanden gekommen. Nun erlebte ich alles intensiv. Eine in der Nähe wartende Mutter gab ihrem Säugling die Brust. Kleinkinder liefen nackt herum. Nie hatte ich solch große Augen gesehen. Neben mir saß ein Händler mit ausdruckslosem Gesicht. Die Mittagshitze hüllte alles ein. Ich ließ es zu, dass Ameisen an meinen Beinen hochkrabbelten, nur die ganz großen, gefährlichen wischte ich weg. Eine Fliege landete auf einer am Boden faulenden Mango. Eine zweite Fliege setzte sich auf sie und dann wirbelten sie beide in der Luft herum. Ich wollte den Rest des Tages in Gleichmut verbringen. Wie der Berggorilla, dem ich im Norden Ruandas gegenüber gestanden hatte. Ohne sich stören zu lassen, schälte er Stauden ab, zerkleinerte sie, suchte sich die zartesten Blätter aus, streifte sie von den Stängeln, stellte sich einen kleinen Strauß zusammen und kaute ihn sorgfältig. War es so erstrebenswert die Zentralafrikanische Republik zu erreichen? War ein Land sehenswerter als das andere? Auf die richtige Stimmung kam es an, und in der war ich jetzt an diesem ereignislosen Lkw-Halteplatz mitten in Afrika. Intensität und Gleichmut ließen mich in meiner Umgebung aufgehen. In ein paar Tagen konnte der große Regen einsetzen. Dann würden sich alle Straßen in Schlamm und Wasser auflösen. Ich hätte allen Grund gehabt, nervös zu werden, aber ich wurde immer ruhiger, je länger ich da saß.

In der Nähe fand ich eine Wasserpumpe. Kein Trinkwasser, und doch trank ich es in hastigen Zügen. Mochten sich die Amöben in meinen Därmen einrichten! Die Preise für Getränke in Flaschen, wenn es sie denn gab, waren maßlos. Die nächste Bank, um meine letzten Dollar umzutauschen, befand sich an der Grenze zur Zentralafrikanischen

Republik – drei Tagesreisen entfernt, wenn die Lastwagen gut durchkamen. Ich besaß zwanzig Zaire und kaufte mir täglich zwei Brote und zwei Scheiben Ananas an einem Stand in Sichtweite des Tramperpostens.

Meine braungebrannten Arme waren dünn geworden. Die schwarze Hose war ausgebleichen und wechselte je nach dem Stand der Sonne ihre Farbe, mal gelblich, mal grün, und mittags auch fast weiß.

Kurz vor Sonnenuntergang brach kein Wagen mehr zu einer längeren Fahrt auf. Ich konnte Feierabend machen und spazieren gehen, in der halben Stunde vor der Dunkelheit, in der die Formen am schärfsten hervortraten. Jedes Ding erschien noch plastischer, noch dreidimensionaler. Die dichten Blätterbüschel der Mangobäume leuchteten konturiert in einem dunklen Grün inmitten blühender Bäume und mir unbekannter Palmenarten. In solchen Momenten empfand ich es als einen Segen, hier Tag für Tag auf einen Lastwagen zu warten. Auf den Wellen des Flusses, der im Gegenlicht bronzefarben glänzte, trieben dunkle Inseln aus Wasserpflanzen und herausgebrochene Stücke Urwald. Zwischen ihnen bewegten sich schlanke Kanus, in denen schwarze Silhouetten mit spitz zulaufenden Rudern ins Wasser stachen, als wollten sie Fische harpunieren.

An einem Abend besuchte ich die Hütte mit dem Restaurantschild. Der Wirt unterbrach das Bügeln am einzigen Tisch und erklärte sich einverstanden, mir eine Mahlzeit aus Fisch und Reis zu bereiten, wenn ich ihm zuvor das Geld zum Einkaufen gäbe. Das kostete mich einen weiteren Zaire.

In dem kleinen Ort traf ich überall freundliche Menschen. Sie winkten mir, sobald sie mich sahen. Vor allem die Alten waren dünn und schienen halb verhungert, aber in ihren Augen entdeckte ich ein Leuchten. Ich lief an Gruppen vorbei, die sangen und trommelten. Ihre Musik hörte ich noch bis spät in die Nacht von meinem harten Bett

aus. An die Zelle, die mir der Missionar misstrauisch überlassen hatte, konnte ich mich gewöhnen. Sie war nur von außen verschließbar, als habe sie einmal als Kerker gedient oder diene noch immer als solcher. Die Holzpritsche, der eingetrocknete Echsenkot – kaum etwas störte mich noch. Und für den Fall, dass ich in stockfinsterner Nacht wieder das Kriechen eines Tieres über meinem Kopf hören sollte, hatte ich mich mit einer Schachtel Streichhölzer gewappnet. Jeden Morgen, wenn ich die Tür öffnete, war ich aufs Neue überwältigt von der Aussicht aufs Flusstal und vom leuchtenden Rot der kleinen, wellblechbedeckten Kirche im Vordergrund.

Ohne Frühstück ging ich wieder zu meinem Warteplatz. Und schien diesmal Erfolg zu haben. Von weitem sah ich einen Lastwagen und Menschen mit Körben und Stoffbündeln. Sie verhandelten mit einem wild fuchtelnden Mann. Ich durfte die Gelegenheit nicht verpassen, ich begann zu rennen. Auf der Ladefläche hatten sich bereits mehrere Passagiere mit Waren und Tieren eingerichtet. Der Fahrer war von so vielen Reisewilligen umlagert, dass ich kaum an ihn herankam. Schweiß stand ihm auf der Stirn. Seine Haare waren länger als die der meisten Afrikaner. Auf jeder Wange hatte er eine breite Narbe – stumpfwinkliger, nach unten zeigender Dreiecke. Er stritt sich mit jedem herum. Ein Händler wandte sich empört ab, sah mich und fluchte auf Französisch, der Fahrer sei ein „bandit“, ein „écorceur“, ein Halsabschneider. Er verlange das Doppelte des üblichen Fahrpreises und rechtfertige das damit, dass er eine Art Express unter den Spediteuren sei. Endlich schaffte ich es, den Fahrer auf mich aufmerksam zu machen. Seine Miene erhellte sich, verfinsterte sich aber gleich wieder, als auch ich um den Fahrpreis zu feilschen begann. Ich besaß nicht so viel Geld in der Landeswährung, wie er verlangte, und er fuhr nicht einmal bis zum Grenzort. Abrupt griff er meine achtzehn Zaire, die ich in der Hand hielt, um ihm meine Armut zu demonstrieren.

ren, und steckte sie in seine Hosentasche. Verärgert gab er mir mit einer Handbewegung zu verstehen, ich solle auf die Ladefläche steigen. Dabei durfte ich mich noch privilegiert fühlen, denn andere ließ er gnadenlos stehen.

Ich war zuvor bereits viele hundert Kilometer auf Lastwagen und Pick-ups mitgefahren, war auf holprigen Pisten hart hin- und hergestoßen worden, hatte Afrikanerinnen um ihren Fettsteiß beneidet, den die Natur vor Tausenden von Jahren in weiser Vorhersehung solcher Fahrten entwickelt hatte. Aber den wahren Teufelsgalopp erlebte ich erst auf dem Weg nach Libenge. Wer sich nur zehn Kilometer auf dem Fahrzeug halten konnte, war anschließend tauglich, Wildpferde zuzureiten. Der Fahrer umfuhr kein einziges der Schlaglöcher, sondern steuerte geradewegs in sie hinein. Mensch und Tier wurden zu Spielbällen seiner Launen.

Auf den ersten Kilometern ging es durch Kaffee- und Kakaopflanzungen und vorbei an Reihen von Ölbäumen und Kokospalmen. Der Wagen hielt mehrfach, um immer mehr Menschen auf das überfüllte Fahrzeug klettern zu lassen. Im nächsten Dorf befanden sich bereits dreißig bis vierzig Personen, zwei Ziegen und etwa zwanzig Hähne auf dem Wagen. Aber als existierten wir nicht, hievten der Fahrer und seine Helfer sechs Eisenkisten zu uns hoch. Wer nicht schnell genug seine Gliedmaßen wegzog, wurde zerquetscht.

Eine Babyhand krallte sich in meinen Schenkel. Der schorfige Fuß eines Arbeiters, der auf dem Stangengerüst saß, baumelte über mir. Von ihm rieselte Sand in meine Augen, wenn ich das Gesicht den Baumkronen zuwandte, um nach Affen Ausschau zu halten. Die gedrängt sitzenden Menschen stießen aneinander und an die Brüstung des Lkws. Bei zunehmender Fahrt begannen die Metallbehälter zu tanzen und steigerten sich in ihrer Sprungkraft. Ganze Familien, die auf ihnen ritten, konnten sie nicht bändigen. In den Kurven drohten

die Menschen mitsamt der Kisten über die Einfassung der Ladefläche zu fliegen. Ich hatte mir das Reserverad erkämpft, aber als Sitzkissen war es nicht ideal. Das Rad mit dem hart aufgepumpten Reifen sprang nicht schlechter als die Metallkisten. Ich schwebte mehr darüber als dass ich saß, und immer wieder schlug mein Hintern auf die Stahlfelge. Ein Mann, der vor mir zu stehen versuchte, hielt zwei zusammengebundene Hähne in der Hand, deren Köpfe vor meiner Nase baumelten. Sie pickten blind um sich; ich brachte meine Nase in Sicherheit. Über der Straße hängende Palmzweige peitschten die Stehenden. Der Arbeiter mit den zerschundenen Füßen sprang vom Stangengerüst. Ein Palmwedel streifte mich am Hinterkopf. Vom Festhalten und Aufstützen hatte ich Schürfwunden an Händen und Armen. Doch anderen, denen die Eisenkisten auf die Füße oder an den Hals sprangen, erging es weit schlimmer. Ein Mann schlug wütend gegen die Fahrerkabine und brüllte etwas, woraufhin der Wagenlenker noch mehr Gas gab. Die Passagiere klammerten sich aneinander. Die junge Frau mit dem Kind hielt sich unbekümmert an meinem Bein fest. Der Weg bestand nur noch aus zwei Reifenspuren im Gras. Die Sonne stach senkrecht auf uns herab. Ich machte aus meinem Pullover einen Turban. Trotz der Flauheit im Magen war ich froh, dass es schnell voranging.

Ich wusste nicht, was die Leute redeten. Manchmal sahen sie mich an, lachten und riefen etwas, was ich nicht verstand. Ein Arbeiter zog eine lange Rolle aus der Tasche, ein mit Bast umwickeltes Palmblatt. Er presste eine Paste daraus hervor, steckte sich ein Stück in den Mund und reichte mir die Rolle. Die Füllung war aus Maniok. Dann ließ er mich vom Bratfisch abbeißen, der ebenfalls in ein Palmblatt eingewickelt war. Ich gab mich bescheiden. Als ich ihm von meinem Brot anbot, nahm er es gleich ganz.

Mehrfach stoppte der Wagen, um Güter auf- oder abzuladen, eine Nachricht auszurichten oder einen Brief abzuliefern. Bald darauf hielt er mitten in der Landschaft vor einer Hütte. Der Fahrer stellte den Motor ab.

Auf der Ladefläche besah man sich die Schäden und Verletzungen. Einer der Ziegen war ein Horn abgebrochen. Ein Hahn, dessen Kopf neben dem Hals hing, verblutete zuckend.

Die Passagiere stiegen ab und gingen hinter die Hütte. Eine Frau winkte mir zu folgen. Im Schatten eines Strohdaches stand ein langer Tisch. Mehrere Frauen luden mich ein, mich zu ihnen auf die Bank aus Bambusstangen zu setzen. Nach meinen Erfahrungen an der Ostküste bedeuteten solche Einladungen, dass ich für die gesamte Tischgesellschaft zu zahlen hatte. Ich zögerte. Der Wirt schöpfte mit Aluminiumbechern ein dünn-milchiges Getränk aus einem Plastikeimer. Palmwein. Mit einem kleinen Besen aus Affenhaar entfernte er aus den Bechern die ertrunkenen oder noch mit dem Tod kämpfenden Bienen. Ich wollte den Drink nicht annehmen, doch der Wirt nötigte ihn mir auf – „gratuit“. Er bat mich, schnell auszutrinken, da er nicht genügend Becher für die gesamte Reisegesellschaft habe.

Zwei Arbeiter lagen unter dem Lkw, als wir zurückkehrten. Sie ruhten sich nicht in seinem Schatten aus, sondern hantierten mit Schraubenschlüsseln, Zangen und einem Hammer. Dann ging die Fahrt mit Quetschungen, Blutergüssen, Rückgraterschütterungen weiter.

Am Fluss Lua endete die Straße. Die Fähre, drei zusammengekettete Metallflöße, befand sich am anderen Ufer. Mehrere Männer zogen sie an einem Drahtseil über den Fluss. Skeptisch schaute ich zu, wie der Lastwagen auf die Pontons fuhr, die das Gewicht erstaunlicherweise aushielten. Alle Männer packten an, um Fähre und Laster über den Fluss zu ziehen – es dauerte eine Ewigkeit.

Drüben angekommen, fuhr der Wagen die Böschung hoch. Ließ er uns einfach zurück? Der Fahrer hatte sein Geld im Voraus kassiert, und nicht zu knapp. Doch dann hielt er an der höchsten Stelle des Abhangs. Wir zogen die Seilfähre zu uns heran, und nachdem sich alle Frauen, Kinder, Männer und Tiere auf ihr befanden, treckten wir uns mit vereinten Kräften ans andere Ufer.

Der Fahrer und der Betreiber der Fähre stritten über den Preis, brüllten sich an, stießen sich gegenseitig vor die Brust. Arbeiter mischten sich in das Gerangel ein. Einige der Umstehenden versuchten zu vermitteln. Währenddessen ging die Sonne unter.

Ich erwartete nicht, dass der Fahrer die restlichen neunzig Kilometer bis Libenge im Dunkeln fortsetzen würde. Der Weg mit seinen abgrundtiefen Löchern und jeder Art von Hindernissen war unberechenbar. Ich malte mir die Alternativen aus: Am Flussufer in Wolken von Stechmücken zu kampieren oder spät in der Nacht – wenn überhaupt – in Libenge einzutreffen und keine Unterkunft zu finden.

Der Draufgänger setzte die Reise fort und wollte wohl die verlorene Zeit einholen. Er raste, als existiere der Urwald nicht. Auf der Ladefläche hatten sich einige Männer Zigaretten angezündet. Ich konnte nur staunen, wie es ihnen gelang, die Lippen geschlossen zu halten. Frauen und Jugendliche kreischten auf, wenn sie sich im freien Flug befanden oder wenn der Wagen nasse Zweige streifte und den Passagieren eine Dusche verabreichte. Manche Schreie klangen nach freudigem Jauchzen. Eine Gruppe junger Männer begann zu singen, in die Hände zu klatschen und im Takt zu hüpfen.

Rauschender Regen ging nieder. Triefnass rückten wir noch enger zusammen. Der Lastwagen kam ins Schlittern. Schlamm spritzte auf. In den Furchen und Schlaglöchern sammelte sich der Matsch. Der Wagen blieb stecken. Durch hektisches Vor und Zurück versuchte der Fahrer, sein Gefährt zu befreien. Einige Male gelang das. Aber mehr-

Wolfgang Czesla: **Leseprobe 2:**

Auszug aus dem unveröffentlichten Afrikaroman *Libenge Libenge*;
Kapitel „Gastfreundschaft“

fach mussten die beiden Helfer mit ihren Händen die Räder freischaufeln und Zweige und Äste darunter legen. Das Fahrzeug fraß sich wie ein hungriges Tier durch die Nacht.

Schon weit vor Libenge waren die ersten Mitreisenden an ihrem Ziel und luden Tiere, Körbe und Kisten ab. Alle paar hundert Meter schlug jemand mit der Hand gegen die Fahrerkabine, als Zeichen, dass er absteigen wollte. Bald darauf hielt der Wagen fast vor jeder Hütte. Die Ladefläche leerte sich. Ich allein blieb übrig.

Libenge wirkte wie ein Dorf. Der Lkw fuhr auf einen Hof. Als der Fahrer die Scheinwerfer ausschaltete, war es schwarze Nacht. Der Wagen schüttelte sich; der Motor verröchelte. Erschöpft stieg der Mann aus der Kabine. Ich kletterte vorsichtig von der Ladefläche. Der Fahrer sah mich überrascht an. Er hatte mich vergessen. Doch dann lud er mich kurzerhand auf ein Bier in sein Haus ein. Ich lehnte ab. Er sei doch sicher müde. Nein, sagte er, er könne nach solchen Fahrten nie schlafen. Er drängte mich, mit in sein Haus zu kommen, und ich sah keine bessere Möglichkeit, die Stunden bis zum Tagesanbruch zu überbrücken.

Das Haus war wie alle anderen aus Lehm. Drinnen wartete eine Frau. Sie war groß; sie war dick. Sie schaute mich neugierig an und streckte mir ihre Hand entgegen, als erwartete sie einen Handkuss. Mit tiefer, ruhiger Stimme sagte sie etwas, das wie „Kwanú Longangé“ klang. Es kam zu einem merkwürdig suchenden Händedruck, bei dem sich unsere Finger verhakten und die Frau mich langsam, aber insistierend zu sich heranzog. Sie sagte etwas auf Französisch, mit einer Stimme, als wollte sie mich hypnotisieren. Der Fahrer nahm währenddessen zwei Dosen Bier aus einer Kühlbox. War die Frau seine Geliebte? Dann begrüßte sie ihn nicht sehr herzlich – im Vergleich zu der Aufmerksamkeit, die sie mir entgegenbrachte. Oder entsprach das ihrer Vorstellung von Gastfreundschaft: Sich erst ausführlich dem Besu-

cher, dann ihrem Mann zuzuwenden? Abgekämpft stand er mit den beiden Dosen Bier in der Hand und wusste nicht wohin damit. Die Frau gab meine Hände nicht frei. Sie war die Königin, und der Mann schleppte ihr Nahrung an – mich? Ging es um Dienste, die ich teuer bezahlen musste? Dann konnte ich meine Rückkehr nach Deutschland vergessen. Sie führte mich zu einer breiten Bambusliege. „Du wirst hier schlafen“, sagte sie auf Französisch. „Tief schlafen. Tief und gut schlafen.“ Auf eine sanfte, weibliche Art drückte sie mich nieder. Ich brachte nicht den Willen auf, ihr zu widerstehen. Als ich saß, hob sie behutsam meine Beine an und legte sie auf die Liege. Wie ein Kind kam ich mir vor – und konnte mich nicht dagegen wehren. Der Mann hatte sich auf einen Hocker gesetzt und trank seine Dose Bier in großen Schlucken leer. Die andere, mir zugedachte Dose stand geöffnet neben ihm auf dem Boden. Als er sah, dass mich die Frau völlig in Beschlag genommen hatte, trank er sie selbst.

Die Frau beugte sich über mich. „Du wirst schlafen. Schlafen.“

Vorsichtig, aber bestimmt, schob sie meine linke Schulter hinunter, und als ich mich verspannte, massierte sie mit beiden Händen meinen Oberkörper. Wie eine Vision stand ihr glänzendes Gesicht über mir. Sie hätte eine aus Ebenholz geschnitzte Statue sein können und strahlte eine priesterliche Würde aus. Ihre ebenmäßigen Lippen formten Silben oder Wörter – jetzt nicht mehr auf Französisch, sondern in einer Sprache, die ich nicht verstand. Das einzige französische Wort, das sie mir immer wieder einflüsterte, war „dormir“. Ihr Kleid hatte die schönsten Muster, die ich je gesehen zu haben glaubte. Ich gab mich dem Sog der geheimnisvollen Farben und Formen hin. Was immer in dieser Nacht geschehen mochte – ich würde dem ausgeliefert sein. Meine Brieftasche saß an einem Gürtel unterm Hemd. Vermutlich wartete der Teufelsfahrer schon mit dem Messer. Ich fühlte mich wie gelähmt. Ich schlief ein.

Das dunkle Frauengesicht hing wie eine Maske über mir. Ich spürte ihren heißen Atem, hörte unverständliche Wörter. Eine Öllampe brannte im Raum. Es mochten nur Sekunden, es konnten aber auch Stunden vergangen sein. Draußen war es noch dunkel. Das Stimmgewirr der Urwaldvögel, ihre langen, gedehnten, manchmal elektronisch klingenden Schreie deuteten auf einen baldigen Tagesanbruch hin. Die Frau saß da und schaute mich ausdruckslos an. Hatte sie meinen Schlaf bewacht? Die ganze Nacht neben dem Bett gesessen? Oder neben mir gelegen? Unauffällig versuchte ich mein Gesicht der Liege zuzuwenden. War dort etwas von ihrer Wärme zu spüren, von ihrem Geruch? Als sie merkte, dass ich mich bewegte, sagte sie auf Französisch, ich müsse jetzt aufwachen. Es klang wie ein wohlmeinender Befehl, so wie sie mich zuvor zum Einschlafen gebracht hatte. Alle Glieder fühlten sich schwer an, aber – ob ich viel oder wenig geschlafen hatte – ich war ausgeruht, wie nach einem tiefen, traumlosen Schlaf. Hellwach. So gut fühlte ich mich, dass ich allem nicht traute. Ich tastete nach meinem Kopf, in der Erwartung, die Frau habe mir vielleicht eine Haarsträhne abgeschnitten, betrachtete meine Fingernägel. War da ein spöttischer Zug auf ihrem Mund, als sie mir einhauchte, ich müsse jetzt aufstehen?

Ich sah mich um. Wo war der Mann, der Fahrer? Er sollte mir erklären, was in der Nacht geschehen war. Was es mit der Frau auf sich hatte. Hatte er in einer anderen Hütte übernachtet? Stritt er längst wieder mit armen Menschen über den Fahrpreis, focht er bereits seine nächste Schlacht gegen die Landstraße? Die Hütte war fast leer. Ein Hocker, die Öllampe, die Kühlbox, ein Eimer, ein Regalbrett mit ein paar Töpfen, Bechern, Kalebassen, und in einer Ecke eine Trommel. Vergeblich suchte ich nach einem Altar, nach Puppen, Stecknadeln, nach eingetrocknetem Blut oder Hühnerfedern. Die Frau umfasste meine Schulter mit seltsam schöner Sanftmut und zog mich ohne jede

Kraftanstrengung hoch. Ihre Lippen redeten beruhigend auf mich ein.

Ein Wagen stehe bereit, um mich nach Zongo zu bringen.

Ich verstand nicht. War ich eine Geisel, sollte ich verschleppt werden?

Graziös reichte mir die Frau ihre Hand. Ein Land Rover würde mich zur Grenze mitnehmen. Als sie sich zur Seite wandte, bemerkte ich

ihre hohe Stirn und die geschwungene Form ihrer großen Nase. Ein beeindruckendes Profil, das mir am Vorabend nicht aufgefallen war.

Mit tiefer verführerischer Stimme forderte sie mich auf, ihr zu folgen.

Ich tastete nach meiner Brieftasche. Wenn mir nicht jemand die letzten Dollarscheine gegen Zeitungspapier ausgetauscht hatte, war offenbar alles in Ordnung. Ich konnte nicht glauben, dass mir nichts fehlte und mein Körper mit all seinen Organen unversehrt war.

Die Frau öffnete die Tür. Draußen war es noch dunkel, aber ein Vorgefühl des anbrechenden Tages lag bereits in der Luft. Die Frau überquerte die Straße. Ich folgte ihr. Die Erde war weich und feucht. Es musste in der Nacht geregnet haben, wovon ich nichts mitbekommen hatte. Der Morgen roch frisch.

Wir warteten nur einen Moment, dann sahen wir die Scheinwerfer eines Wagens auf uns zukommen. Ein Land Rover hielt neben uns; die Frau öffnete die Beifahrertür. Ein Mann in einem weißen Hemd, mit Krawatte und einem akkuraten Haarschnitt saß am Steuer. Ich grüßte mit „mbote“. Er nickte kaum merklich und gönnte mir keinen Blick. Er schien keine Zeit verlieren zu wollen. Wo zum Teufel war er mir schon begegnet? Unsicher gab ich meiner Gastgeberin die Hand. Sie schob mich vorsichtig auf den Sitz. Der Wagen roch fabrikneu. Die Tür war kaum zu, da fuhr er an. Erst auf freier Strecke wurde es hell. Vom Ort Libenge hatte ich nichts gesehen.